

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 262 Bydgoszcz / Bromberg, 16. November 1937

# Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer



(2. Fortsetzung.) 

Aus einem Speisehaus fiel ein breiter Lichtstreifen auf die Straße. Unwillkürlich verlangsamten die beiden Deutschen ihre Schritte, um den neugewonnenen Freund zu mustern. Er überragte Kroll, den größeren der beiden, noch um Haupteslänge. Der tief hereingedrückte, abgegriffene Stetsonhut ließ einen schmalen Streifen gelblichweißen Haares sehen, die breite Krempe warf ihren Schatten auf ein mageres, scharfgezeichnetes Gesicht, das man ruhig hätte jung nennen können, wenn nicht die tausend Falten und Fältchen diese Behauptung widerlegt hätten. Über dem linken Mundwinkel lief eine lange, brennendrote Narbe; sie hatte wohl den Muskel durchschnitten, denn der große, schmallippige Mund war schiefgezogen und gab dem Gesicht einen Hauch fast schwermütiger Weltverachtung. Die hagere Gestalt stak in einem verblichenen, fleckigen Tuchanzug und die schweren, hohen Schaftstiefel vervollständigten die für Nogales ungewohnte Bekleidung. Der Gesamteindruck des Mannes war vertrauenerweckend.

„John", beendete Frank die heimliche Musterung mit jener Vertraulichkeit, die in diesen Breiten ebenso schnell wächst wie Feindschaft, „bleiben Sie weiterhin unser Beschützer für diesen Abend! Wir gehen zu den „señoritas"."

„All right! Ist sowieso meine letzte Nacht in old Mexiko."

Wo am Ostrand von Alt-Nogales die Straße in Sand, Staub oder Morast übergeht, wo die Gehsteige aus roh zusammengefügten Steinklötzen bestehen, die in Kniehöhe über den Sand und Morast führen, wo schmale Lichtstreifen aus offenen Türen fast die einzige Straßenbeleuchtung bilden und aus den Wirtschaften an den Straßenecken das Lärmen der Orchestrions und das Schreien und Kreischen betrunkener Frauen und Männer erklingt, dort beginnt das Nachtleben Nogales Sonoras.

Der schmale Gehsteig hat kaum Platz für die drei Männer, die plaudernd und lachend der nächsten Gaststätte zustreben. Und schon sind sie mitten im bunten, lärmenden Leben. Zur rechten Hand reiht sich Hütte an Hütte, vor deren offenen Türen die braunen „señoritas" sitzen und die vorbeischlendernden Caballeros mit freundlichem Lächeln und einladenden Worten begrüßen.

Zur linken Hand, überall, wo es der Zustand der tieferliegenden „Straße" gestattet, stehen kleine Verkaufsbuden, die für das leibliche Wohl sorgen. Die langgezogenen Rufe: „Papayas", „Naranjas", „Limonadas", „Dulces" füllen das Ohr des Passanten. Eine Menge von Gerüchen stürmt auf den Beschauer ein. Wolken billigen Parfüms begleiten die Mädchen, vermengen sich mit dem frischen Duft der Fruchtstände, mit dem lockenden Fettgeruch aus den Tortillabuden.

Eine Straße dieses ausgedehnten Stadtteils ist wie die andere. An den Kreuzungen ballt sich der Lärm um die Wirtschaften und Tanzhäuser. Nur manchmal übertönt der grelle Pfiff eines braunen einheimischen Polizisten das Toben und das Lärmen der Gäste.

Geblendet vom Licht treten die Freunde durch die ewig pendelnde Flügeltür der Cantina „La Flor de Monterey". Die Stühle und Bänke an den kahlen Wänden des Lokals sind fast leer, aber auf dem holprigen Bretterboden drängen sich die tanzenden Paare. Aus den Rauchschwaden, die wie dichte Nebel nach der offenen Tür ziehen, leuchten bunte Farbenklexe: erhitzte rote Gesichter, lackschwarze und grellgelbe Frisuren, weißgepuderte Schultern, buntes Gewürfel der Cowboyhemden, hier und da die schneeweiße Frackbrust eines Bürgers der anderen Seite, der sich auf der Suche nach neuen Sensationen aus dem Nobelbarviertel an der Grenze hierher verirrt hat.

Der Tango bricht mit einem wimmernden Akkord ab, die Tanzenden gehen zu ihren Tischen zurück.

„Dort, bei der Musik, wird ein Tisch frei", stellt Frank unternehmungslustig fest.

„No, no amigo", schüttelt Dodson den Kopf, „wir nehmen den Tisch in der Ecke. Ich habe gerne Wand im Rücken und gute Aussicht zum Eingang."

„Zum Wohl!" Die drei Gläser mit dem schäumenden, hellgelben Bier klingen aneinander. Kaum hat Dodsons Hand das leere Glas auf den Tisch gestellt, greift sie wie automatisch nach der Revolvertasche, als wolle sie sich vergewissern, daß die Waffe griffbereit sei. Indessen mustern seine scharfen grauen Augen forschend jeden männlichen Gast. Dann weicht die leichte Spannung von seinen Zügen, ein Lächeln zieht seinen rechten Mundwinkel hoch.

„Ihr seid wohl erstaunt über meine Vorsicht, aber ich habe allen Grund dazu. Vielleicht habt ihr euch auch über mein Eingreifen früher gewundert. Ist sonst nicht meine Gewohnheit. Aber ich habe euch gestern abend vor euren Bars im Grenzviertel arbeiten sehen, habe euer schlaues Spiel durchschaut und bin euch heute abend mit Absicht gefolgt. Ihr gefällt mir. Ich brauche zwei Leute, wie ihr seid, Leute, auf die ich mich verlassen kann, Leute, die auch bei einem Spiel um hohen Einsatz Ruhe und Kaltblütigkeit bewahren."

„Was ist los, John? Erzählen Sie!"

„Three Gordon Gins!"

„Vier Dollar fünfzig, Señor!"

„Hier sind sechs Dollar und halten Sie uns die Señoritas und Betrunkenen vom Tisch fern!"

John Dodson stellt seinen Sessel so, daß er die Tür im Auge behalten kann und beginnt in dem schleppenden, den Texanern eigenen Tonfall seine Erzählung. Dabei sind seine Blicke wach und gefaßt, ständig auf den Eingang gerichtet, und das gibt seiner Geschichte den unpersönlichen

Eindruck eines leisen Selbstgesprächs. „Seid ihr schon beim Roulettetisch gesessen, wenn euer letztes Geld als Einsatz stand? Habt ihr dabei die ungeheure, aufpeitschende Spannung des Augenblicks empfunden, ehe die Kugel gleichsam wählend und doch unerbittlich in die bestimmte Nummer sprang, die über Gewinn und Verlust, über Reichtum und Elend entschied? Das ist mein Leben; und mein Roulette ist die Erde, mein Einsatz heißt Gesundheit und Kampf; meine Kugel aber folgt nicht nur dem blinden Zufall, ich habe es verstanden, ihren Lauf ein wenig durch Erfahrung, Geduld, Zähigkeit zu beeinflussen. Ein wenig nur! Und dieser Kampf zwischen Zufall und Erfahrung ist das Spiel, das mich Karten und Würfel vergessen ließ, das mir Daseinszweck, Lebensinhalt wurde."

Die Stimme Dodsons wird lauter und lebhafter, vielleicht um die eben aufrauschende Musik zu übertönen, vielleicht auch erregt durch alte Erinnerungen. „Ich klopfte mich auf der Suche nach Goldadern durch die zerklüfteten Colorado Mountains, habe in den wasserlosen Arizona-Deserts die heißen Nuggets aus den trockenen Flußläufen gescharrt. Ich wurde reich, hatte eine Farm mit zweitausend Rindern in Texas. Aber ich bin nicht zum Viehzüchter geboren. Ich will nicht siegen über das Schicksal, ich will kämpfen, spielen. Mein Roulette ist ja groß. Durch die Dschungeln Guatemalas, die Urwälder Kolumbiens rollte mir meine Kugel voran, ich rang mit der Erde um ihre kostbarsten Schätze, Saphire und Diamanten. Doch eines Tages war all das vergessen, waren Gold und Edelsteine weggeschwemmt von einem schwarzen zähen Strom, der von nun an all mein Denken an sich riß, dem von nun an all mein Kampf galt: Öl!"

Die Musik schweigt, aber Dodson senkt die Stimme nicht. Es ist, als habe dieses Wort eine Saite in seinem Innern angeschlagen. Seine Hand, die flach auf dem Tisch gelegen ist, ballt sich langsam zur Faust.

„Öl!" sagt er noch einmal und in seiner Stimme schwingen Haß und Zärtlichkeit, als habe er den Namen einer geliebten, treulosen Frau genannt.

„Die Welt schrie nach Öl. Um Tampico quoll Chapopote, das Rohöl, aus der Erde. Tampico wurde über Nacht aus einem trägen Fischerdorf eine tobende Stadt. . . . Hier, Spekulationen und Leidenschaft. Dorthin zog mich meine Kugel, dort blieb sie stehen. Taumelnd stürzte ich mich in den Ölrausch. Ich sah die Bohrtürme emporschießen wie Pilze, sah einen Goldregen niedergehen über die beiden Ölprovinzen Veracruz und Tamaulipas. Ein Jahrzehnt dauerte dieser Taumel, ein Jahrzehnt gierigen Emporblühens. Dann begann es leise in dem Gefüge dieser Zweckstadt zu knistern; erst nur ein besorgtes Flüstern auf den Petroleumbörsen in Tampico, endlich der laute Angstschrei: Mexikos Ölreichtum geht zurück. Die Zahl der fündigen Bohrungen wird geringer, der Ertrag schwächer. Und schon wandten sich die nimmersatten Augen der Ölkompanien anderen Gebieten zu, flutete der Strom der Ölprospektoren nach Venezuela, Peru, in den Chaco."

Franks und Vics Augen hängen wie gebannt an Dodsons Mund, der Lärm rund um sie klingt wie aus weiter Ferne an ihr Ohr. „Und Sie, John, Sie blieben trotzdem in Tampico?"

„Ja, ich blieb, trotzdem oder eben deshalb, wenn ihr wollt. Denn ich glaube an Tampico. Mich reizt nicht ein strotzend volles Ölfeld, wo jede Bohrung ein Springer ist. Das ist kein Spiel, kein Kampf, das ist reines, trockenes Geschäft. Aber ich sage euch, Mexiko ist noch voll Öl. Und jetzt ist es erst ein Kampf. Vergeßt nicht, daß die Ölkompanien viele hundert Millionen Dollar in den Ölprovinzen angelegt haben, Gelder, die fast wertlos werden, wenn die Ölquellen versiegen. Die ganz großen Gesellschaften können sich das leisten, aber für die mittleren und kleineren ist es eine Lebensfrage. Und darum entbrennt jetzt neuerdings und noch heftiger wie früher der Kampf um jedes mutmaßliche Ölneuland. Früher war es ja nur die Frage, ob mehr oder weniger, heute aber geht es um Sein oder Nichtsein. Und dieser Kampf ist auch mein Kampf. Ich habe auf ganz unberührtem Gebiet westlich des Südfeldes . . ." mitten im Satz bricht Dodson ab. Seine grauen Augen, die unentwegt an der Tür gehangen hatten, scheinen ein Ziel gefunden zu haben, blitzschnell verschwindet seine rechte Hand nach rückwärts. „Nicht umdrehen!" zischt er den beiden Freunden zu, die unwillkürlich den Kopf wenden wollen.

Johns Augen sagen dem Gast, der seine Aufmerksamkeit erregt hat, bis er im Gewühle der Tanzenden verschwunden ist. „Gehen wir!" Mit einem raschen Ruck zieht er den Hut tief ins Gesicht, geht mit ein paar schnellen springenden Schritten zur Tür und erwartet die beiden, die ihm mit absichtlicher Langsamkeit folgen, in der nächsten dunklen Seitengasse.

„Geht dort zu dieser Hütte schräg gegenüber dem Eingang der Wirtschaft und sagt dem Señor, er soll das Licht verlöschen. Ich komme gleich nach."

Frank und Vic schlendern über den Platz, sprechen ein paar derbe Worte mit dem Hauswirt und drängen ihn zur Tür hinein. Das Licht verlöscht, die Tür schließt sich. Nach wenigen Minuten knirscht sie erneut in den Angeln und Dodson zwängt sich durch den Spalt.

„Du mußt uns für kurze Zeit hier behalten, Alter", flüstert er beruhigend dem zitternden Wirt zu und klopft ihm begütigend auf die Schulter. „Da hast du fünfzehn Dollar. Verhalte dich aber still!" Dodson hat während dieser Worte den Eingang der Wirtschaft "La Flor de Monterey" nicht aus den Augen gelassen. Nun zieht er sich einen wackligen Stuhl zu dem halberblindeten Fenster und zündet sich eine Zigarette an.

„Jetzt sagen Sie aber einmal, John, was soll das alles bedeuten. Werden Sie verfolgt?"

„Ich denke ja. Ich will euch meine Geschichte fertig erzählen, denn ich fahre heute noch nach Los Angeles. Ich habe Ölneuland gefunden, sicheres Ölland. Mein Fund konnte natürlich nicht geheim bleiben, schon setzte das Wettrennen um das Vorkaufsrecht ein, doch es gelang mir durch meine guten Verbindungen und mit viel Geld, es für ein Jahr zu erwerben. Nun begann der Kampf erst recht. Ich hatte zu wenig Geld, um das Land endgültig zu pachten oder zu kaufen, geschweige denn, um es auszubeuten. Es kamen Anträge von verschiedenen Kompanien, die mir für einen Pappenstiel meine Rechte abkaufen wollten. Ich lehnte natürlich ab und entschloß mich, einen alten Freund in Los Angeles, der Verbindungen mit einer starken Finanzgruppe hat, dafür zu interessieren. Zu ihm bin ich unterwegs. Nun nahm das Kesseltreiben gegen mich andere Formen an.

Dodson entzündet eine neue Zigarette. Draußen ist es inzwischen ruhiger geworden, die Verkaufsbuden haben sich gelichtet, nur um das wärmende Feuerchen eines Tortillastandes drängen sich noch einige taumelnde Gestalten. Da und dort fällt ein Lichtband aus einer Tür. Aus der Ecke der Hütte kommen leise Schnarchtöne, kaum übertönt von den herüberwehenden, immer seltener und müder werdenden Klängen der Musik. Es ist drei Uhr morgens. Doch der von Dodson erwartete Mann hat sich noch nicht gezeigt.

„Warum haben Sie für Ihre Reise den großen Umweg über Nogales gewählt, John?" benützt Frank die kurze Pause.

„Ich hoffte meine Spur zu verwischen, aber es ist mir nicht gelungen. Ich glaube kaum, daß es ein Zufall war, als ich im Hafen von Mazatlan plötzlich mitten drin in einer wilden Schießerei stand, von der mein alter Hut noch deutliche Spuren trägt. Mit der Schiffskarte nach Los Angeles in der Tasche änderte ich damals wiederum meine Fahrt und kam so nach Nogales. Oder vielleicht war es auch nur, um euch zu treffen. Wer kennt das Schicksal? Ist euch Tampico bekannt?"

„Nein. Wir haben uns bei Ajutlo von Guatemala nach Mexiko geschmuggelt und kennen nur die mexikanische Westküste."

„Das ist gut so. Ich werde euch von Los Angeles Geld überweisen, ihr begebt euch sofort nach Tampico und erwartet in der Pension Madre Dolores' weitere Weisungen. Sofern ihr nämlich einverstanden seid, mit mir zu arbeiten." Dodson weiß wohl, daß diese letzte Frage nicht mehr notwendig ist. Zwei Handschläge besiegeln den Pakt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gerhart Hauptmann.

**(Zu seinem 75. Geburtstag am 15. November 1937.)**

**Von H. Burwick.**

**Bei einer dichterischen Persönlichkeit vom Range Gerhart Hauptmanns kann die Frage, was an der Gesamtschöpfung wesentlich sei und was vielleicht entbehrlich, heute von niemand endgültig beantwortet werden. Das Urteil darüber ist, entsprechend der historischen Geltung und und Wirksamkeit des Dichters, das Schlußglied in einem historischen Prozeß, und nicht einmal ein solcher vermag ja zu einem festen, alle Teilnehmer beruhigenden Abschluß zu gelangen. Die doppelte Bedeutung Gerhart Hauptmanns für die Entwicklung des deutschen Dramas ist nicht allein durch die Eigenart seiner künstlerischen Persönlichkeit, vielmehr vor allem durch die entwicklungsgeschichtliche Lage, in die er sich als Vollender einer vorhandenen und als Begründer einer neuen Kunst mit seinem Schaffen gestellt hat, schicksalhaft bedingt.**

Das Werk Gerhart Hauptmanns steht zu seinem 75. Geburtstag vor dem Blick einer Generation, die mit ihm gemeinsam in anderthalb Jahrzehnten durch alle Wirrnisse menschlichen Seins hindurch gegangen ist. Gereift auf einem zerfurchten Boden, hineingewachsen in das Zeitalter der Technik hat sie den seltsam frühverstehenden Blick für alles Traditionelle und Gegenwärtige erhalten. In ihrem Werk eilt der Schritt der Zeit, den sie mit fast überwachen Augen festhält.

Wenn manche der Spätwerke Hauptmanns seinen Verehrern unfaßbar waren, ja eine starke Enttäuschung bedeuteten, so sollten sie sich dennoch immer dreierlei vor Augen halten: zum ersten, daß kaum eine dramatisch-dichterische Kraft im Deutschland der letzten Jahrzehnte so leidenschaftlich, so eindringlich gewirkt hat wie Gerhart Hauptmann, zum anderen, daß auch Hauptmann sich mit der Zeit krassester, chaotischer Verwirrung, des Aufeinanderprallens zweier entgegengesetzter Lebensstile, des Kampfes zwischen Individualismus und Kollektivismus auseinandersetzen mußte. Und zum dritten: Wer unter denen, die verneinen, ist an einem Stück wie dem Weberdrama ohne tiefgreifende Bewegung vorbeigegangen? Hier wußte ein Dichter die Not der Heimat und ihrer Arbeiter zu gestalten. An den sozialen Dramen Hauptmanns, zu denen wir noch die „Ratten", „Fuhrmann Henschel", „Rose Bernd" und eins der besten deutschen Lustspiele „Der Biberpelz" rechnen, wird auch die heutige Generation nicht vorübergehen können. Hinter dem zeitgebundenen Motiv des Themas glüht immer der Funke menschlichen Erlebens, erhebt sich immer die Forderung, die auch der heutige Staat erhebt und die sich an die Gesellschaft der Jahrhundertwende richtete.

Seine Menschen sind blutvoll und voller Kraft. Sein Werk spiegelt das Leben. Waldatem, Wiesenhauch und Bergesluft. Der Menschheit Leidenschaft und Glück und Jammer. Vieles wird gesagt werden im Angesicht dieses Tages. So oder so. — Nur dessen Wurzeln in anderem Erdreich wachsen, wird Kraft genug haben, das Vollendete objektiv zu überschauen. Wert und Unwert der Leistungen, das Werk und seine Grenze.

Der Lyriker Hauptmann offenbart sich am deutlichsten in der Traumdichtung „Hanneles Himmelfahrt", die uns den bezwingenden „Gesang der Engel" und die von trunkener Schönheit erfüllte Erzählung des Lehrers Gottwald schenkte.

Dem Epiker Hauptmann glückten zwei Werke von kaum faßbarer Lauterkeit, erhoben von einer tiefen und klaren Weisheit: „Der Ketzer von Soana" und „Emanuel Quint". Beide so bedeutend, daß sie allein genügten, den Namen des Dichters in die Jahrhunderte zu tragen.

Unter den Lebenden Deutschlands steht Hauptmann als Dichter, der seiner Zeit tief ins Herz schaute. Sein Werk ist ein schöner, stolzer Bau. Es setzt die Überlieferung deutscher Dichtung fort. Der deutschen! — Im „Florian Geyer" begreifen wir Deutschland in seiner tiefsten Wesenheit. **Gerade in dieser Zeit des Sieges über tragisches Parteigezänk möchte allen, allen diese große deutsche Tragödie nahegehen mit dem herrlichen Wort: Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!**

---

# Angriff der Kühe.

**Historische Erzählung von Otto Brinkmann.**

Man schrieb das Jahr 1806. Es war jene Zeit, in der der Bremer Kaufmann noch über Sack und Pack hinweg einen Blick in die Ställe mit stattlichem Rindvieh und glatten Pferden warf und ebenso gern den Duft braunen Kaffees wie den frisch umbrochener Erde einsog. Die Äcker trugen den Segen durch die Tore, die Weser führte ihn flußauf und flußab in die Speicher, und schon drängten die Häuser wie allzu voreilige Kinder an den Ausfallstraßen über Wall und Graben hinaus. Das schloß aber nicht aus, daß inmitten der Häuser und Speicher Bremens eine große Bürgerviehweide sich breitete, die einmal den stattlichen gescheckten Kühen willkommen war, zum anderen aber auch den Bürgern für Spiel und Fest einen geeigneten Platz bot.

Wenn aber die bunten Laken der Zeltstadt, das Gedudel und Getöne fahrender Leute im Wind zerstoben war, dann regierte dort in bescheidener Größe Jan Piederit, ein Kuhhirt", der Gebieter über ein stattliches Regiment Bremer Stadtkühe und einen Bullen, des Ratsherrn Petersen ganzer Stolz. Jan Piederit war hager, knochig und — da Schönheit durchaus nicht seine augenfällige Tugend bildete — unbeweibt. Was nutzte es ihm, daß er den ranken und schlanken Bremer Mägden mit großen Augen nachsah —, sie hielten ihn ja doch nur für gerade klug genug, den Bremern die Kühe zu hüten.

Daß er dieses Amt getreu und gewissenhaft verwaltete, und zwar so, daß die Hausfrau volle Kannen und mächtige irdene Setten mit weißem Rahm in ihrer Küche stehen hatte, daran hätte auch nicht einer zu zweifeln gewagt. Die reichen und zufriedenen Kaufherren wußten wohl den Wert dieses ruhigen, hageren Jans zu schätzen, und gar nicht selten kam es vor, daß sie den Weg auf die Bürgerviehweide fanden, zufrieden ihrem Rindvieh die glatten Hälse befühlten und dem Hirten ein Bündel Zigarren zusteckten, ja, manchen war auch ein Taler nicht zu schade. Die Hausfrauen aber unterließen es nie, vor den Festtagen ihren Mägden einen großen Kuchen mit dickem Streusel, einen Korb mit Obst oder andere Gaben mitzugeben, wenn sie die vollen Kannen auf ihren starken Schultern heimwärts trugen.

So stand es, da sich die Franzosen in Bremen breiter machten, als es den Bremern lieb war. Die ungebetenen Gäste hatten längst festgestellt, daß es sich durchaus in dieser Stadt leben lasse, hatten an Küche und Keller nichts auszusetzen und wunderten sich, daß hier — so nahe dem großen Meer — ein unverfälschter guter Tropfen in den mächtigen Regalen der Bremer Kaufleute ruhte.

Eben in diesem Jahr 1809 trug sich jene Geschichte zu, die dem Namen eines einfachen Kuhhirten einen guten Klang gab, damals, als ein junger französischer Oberst den Bremern viel Sorge und Ungelegenheit machte. Jener junge Offizier, hungrig auf Anerkennung und Rang, wußte nur zu genau, mit welchem Grimm und stillen Zorn man den Besuch aus Frankreich duldete. In dem Glauben, daß er seinem Kaiser und sich selbst den besten Dienst erweise, wenn er zu jeder Stunde und an jeder Stelle die Bürger fühlen lasse, wer jetzt der Herr im Hause sei, machte er sich in der Stadt weidlich unbeliebt.

Daß die Bremer gute Miene zum bösen Spiel machten, war nicht weiter verwunderlich, hatte doch das Schicksal anderer Städte sattsam bewiesen, wie der Korse mit deutschen Bürgern umzuspringen pflegte, wenn sie allzu offensichtlich nicht willfährig waren. Im Herbst des Jahres wurde jener Oberst beim Bremer Rat vorstellig. Es kam ihm auf einen Exerzierplatz für seine Soldaten an, einen Platz, den man schnell und bequem von den Quartieren erreichen konnte. Die Stadtväter sannen, sannen hin und her und fanden zum Schluß einen Flecken, von dem sie glaubten, daß der Franzose vollauf mit ihm zufrieden sein könne. Daß indessen der Oberst in der Bremer Bürgerviehweide längst das geeignete Gelände gefunden hatte, daran hatten sie schwerlich gedacht. Der Franzose fand es „bon" und forderte kurzerhand die Herausgabe, ohne Gegengründe gelten zu lassen. — —

Am nächsten Morgen kroch ein dichter Nebel vor der Weser über die Stadt und stand wie ein weißes Wolltuch

vor den Türen der Bremer. In diesen milchigen Herbstdunst schmetterten die Hörner der Franzosen. Die Sappeure trugen auf Geheiß ihres Kommandanten Axt und Beil auf den Schultern. Im Nu hatten die Franzosen den Zaun, der den Weideplatz umgab, umgelegt; mit klingendem Spiel und voller Freude über die spaßige Erstürmung marschierten sie — voran der Oberst — auf die Bremer Bürgerviehweide.

Den ungewohnten Lärm hörte Jan Piederit, der dort in seinem Karren schlief. Er rieb sich die Augen, nestelte das Stroh aus seinem roten Haar und lugte wie ein Fuchs durch die Ritzen seines Schlafkarrens. Als er den Schopf durch den Spalt schob und frischer Morgenwind ihn in das nachtwarme Gesicht faßte, wurde er vollends wach. Er tastete sich auf die Deichsel und sprang mit nackten Füßen, barhäuptig und ohne Rock, in das feuchte Gras. Die Bunte grummelte ihm ihren Morgengruß entgegen, zornig und nah brummte das Kalbfell des Trommlers die Antwort. Aus dem trüben Gebrodel schmetterte Janitscharenmusik und mischte sich mit dem friedlichen Muhen der Stadtkühe.

Indessen saßen die Bremerinnen bekümmert in ihren Küchen und schauten trübsinnig zu den braunen Setten in den Borden. Die Bürger ballten ingrimmig die Fäuste. Wie konnten sie wissen, daß ihnen bereits von einer Seite Hilfe erstand, von der sie es am wenigsten erwartet hätten! Mit Hott und Hü trieb Jan Piederit die Kühe auf. Sie sprangen mit einem Ruck in die Höhe und drängten sich beunruhigt ob der ungewohnten Störung um den Hirten. Der sprach zu ihnen und hielt den Bullen an den Hörnern, der drohend den machtvollen Kopf mit blutunterlaufenen Augen in die Richtung wandte, aus der die Musik herüberscholl. In dem Augenblick, in dem die Montur des Obersten aus dem Nebel auftauchte, das Zaumzeug am Pferd hell aufklang, gab er den Befehl zum Angriff.

Eine dampfende, festgefügte Kette, so stürmten die Kühe voran, an der Spitze Petersens Bulle. Dröhnend stoben die Tiere über den feuchten Wiesengrund. Mit tiefgesenktem Kopf und funkelnden Augen sprengten sie einher und trieben die Feinde in die Flucht. Der Oberst fand sich bald wieder an der Spitze seiner Truppe, nur daß ihm jetzt die ehedem letzten auf den Fersen folgten. Über das Gewirr der Latten und Drähte retteten sie sich aus dem Bereich der ergrimmten Stadtkühe. — — —

Das ist die Tat Jan Piederits, eines einfachen Bremer Kuhhirten, der mit seinen Tieren ein Bündnis schloß und seine Heimatstadt auf höchst eigenartige Weise von fremdem Ungemach befreite.

## Schmuck auf der Pariser Weltausstellung.

Wer kennt nicht die Leute, denen nichts imponiert, die alles schon mal — „ach Gott, wo war das doch gleich" — viel besser gesehen haben, für die auch eine Pariser Weltausstellung nichts bietet, was sie zur Bewunderung hinreißen könnte.

Beileibe nicht diese, sondern die Begeisterungsfähigen für Schönheit, Form und Farbe möchte ich zu einem kurzen Gang durch einen Pavillon der Weltausstellung an die Hand nehmen in denen Künstler einmal ihre Phantasie voll ausschweifen lassen durften und Dinge geschaffen haben, die erregend schön sind. Ich spreche von dem Raum, der den Schmuck beherbergt. Nicht jeder interessiert sich besonders dafür, doch wer einmal hineingerät auch ohne Sachkenntnis zu besitzen, ist nach einem Rundgang überwältigt — nicht etwa allein von den Kostbarkeiten, sondern auf welche vollendete Art diese zu Schmuckstücken zusammengefügt sind, wie man sie wohl nur sellten in dieser Auswahl und Fülle zu sehen bekommt.

In Vitrinen, die in die Wand eingelassen sind, liegen die Geschmeide auf dunklem Samt, von Licht überflutet, das tausendfältig von Edelsteinen gebrochen und zurückgesandt wird, und die ein Feuer ausstrahlen, das man gebannt davor steht.

Es gibt dort eine Halskette aus zwei Reihen Diamanten bestehend, in der Größe wunderbar abgestuft. Vorn sind an kleinen Stielen etwa 12 Diamanten unregelmäßig so angebracht, daß sie wie Knospen an einem Zweig wirken und die die Größe eines 5-Groschen-Stückes haben. Und ndas Merkwrdige ist, daß das Ganze durchaus nicht schwer, auch nicht königlich wirkt, sondern ein Schmuck ist, der von schönen jungen Frauen bedenkenlos getragen werden kann, die wissen, daß man „königlich" zurzeit nicht trägt, weil es (auf der ganzen Linie) unmodern geworden ist.

Eine Agraffe ist ein feenhafter Blütenduft — jede Blüte ein federnd angebrachter Smaragd oder Rubin von unwahrscheinlicher Größe an einem federnden Brillantstiel. Staunend fragt man sich, wie es möglich ist, ein doch sprödes Material so leicht und locker zu verarbeiten, daß man das Gefühl haben kann, sich mit einem unendlich kostbaren, unendlich zarten Blumensträußchen zu schmücken.

Soll ich noch ein Armband schildern, das aus drei Zentimeter breit aneinandergereihten Brillanten besteht, und das trotzdem völlig biegsam ist, mit einem bewunderungswürdig gearbeiteten verstellbaren Verschluß versehen, so daß das Armband an jeder beliebigen Stelle des Armes ge tragen werden kann?

Mit Herzklopfen ging ich an allen diesen Herrlichkeiten vorbei. Doch geradezu in Aufregung geriet ich, als einer der bewaffneten Aufseher, die jede Vitrine bewachen, mir mit viel Liebe und Sachverständnis einige der schönsten Schmuckstücke herausholte und zeigte. Ich wäre schon glücklich gewesen diese Kostbarkeiten einmal zu berühren, daß er sie mir gar noch anlegte, machte mich stolz, als er die Preise nannte, benahm es mir den Atem. Ich flüchtete ins Freie — allrdings ohne dem Schmuck.

Auf der Treppe sank gerade eine Frau mit leichtem Aufschrei in Ohnmacht. Ich kenne zwar nicht die Ursache ihrer plötzlichen Schwäche — aber würde es nicht recht hübsch klingen: Die im Pavillon des Schmucks gezeigten Kostbarkeiten waren so überwältigend schön, daß Frauen ohnmächtig davongetragen werden mußten? E. P.

## Was ist Glück?

Von Artur Brausewetter.

Glück, hat einer gesagt, ist nichts anderes, als im Einklang mit sich selber sein. Es gibt ein größeres Glück: im Einklang mit einen anderen sein.

*

Zwei Worte gibt es von fast gleichem Klang. Aber Welten trennen sie. Sie heißen: Selbstsucht und Selbstzucht.

*

Erst wenn man sich selber gefunden hat, kann man den anderen finden.

*

Es gibt Menschen, die mehr Reue über die unterlassene, als über die getane Sünde empfinden.

*

Persönlichkeit besteht in nichs anderem als in dem täglichen Erlebnis des Stirb und Werde.

*

Charakter haben und Gewissen haben ist im Grunde ein und dasselbe.

*

Wer ist dein Freund? Nicht der, dem du dein Leid klagen, sondern zu dem du mit deiner Freude kommen kannst.

*

In der Zukunft leben, heißt, sich um die Gegenwart betrügen.

*

Ganz ehrlich meint es schließlich jeder nur mit sich selber — und die Mutter mit ihrem Kinde.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.